

(Nachdruck verboten.)

14]

Sultana.

Ein arabisches Frauenthatal von Emil Rasmussen.

Nisja hatte sich so warm gesprochen, daß eine Selbstentzündung ihrer brennbaren Substanz zu befürchten war. Das Gesicht bewahrte sein farbloses Wachssehen, aber die drei Treppenstufen zu ihrer Brust hinab hatten von der Anstrengung, den energischen Bewegungen des Unterkiefers zu folgen, jede eine besondere Farbe bekommen — die unterste war blau. Sie mußte mit Rücksicht auf ihr Asthma einen Augenblick unterbrechen.

Sultana antwortete diesmal nur mit einem tiefen Seufzer, der als Reichen aufgefaßt wurde, daß schon dieser erste Sturmangriff die Fugen der Mauer gelodert, hinter welcher sie, vermutlich in einer kindischen Laune, ihre Jungfräulichkeit verschlangt.

Nisja schmiedete, während das Eisen ihr zu glühen schien, Sie nahm neuen Anlauf. Sie pumpte Luft wie eine Biene, die sich zum Fliegen anschiebt, und setzte abermals an.

„Ich vergaß zu sagen, daß Gassia ganz nahe bei Chott el Djerid liegt, dem wunderbaren Palmenparadies. Nicht weit davon ist Beni-Zids Distrikt. Wenn nun Deine Mutter geschieden ist, kehrt sie gewiß zu ihrem Stamm zurück, so daß Du sie dann ganz in der Nähe hast; sie ist ja aus Beni-Zid. Und Mabruka würde Dir gewiß gerne folgen, nicht wahr, Mabruka?“

„Ja, ja!“ Mabrukas Augen funkelten. Sie fühlte sich schon mitten draußen im Märchen.

„Siehst Du! Du bleibst nicht allein! Und Abdallah, gegen den alle anderen jungen Männer, die ich gesehen, sind wie ein träges Maultiergestüt gegen einen feurigen arabischen Degen aus der südlichen Wüste, wird Dich durchs Leben tragen wie eine Prinzessin. Was sagst Du nun Izzu, meine Sultana?“

Sie war dageessen und hatte mit blanken, weitgeöffneten Augen gehorcht. Kaum aber schwieg Nisja, als sie sich zurückwarf und so verzweifelt und bitterlich zu weinen begann, als hätten plötzlich ganz neue Gedanken sie überwältigt.

In diesem Augenblick hörte man Si Hamzas Stimme draußen auf dem Patio.

Mabruka zog rasch den Vorhang vor die Tür; denn er befand sich in Gesellschaft eines Fremden.

Nisja starrte vorgewölkte Augen wagten sich noch ein Stück weiter. Sie erinnerte an den aufgeblähten Frosch im Märchen in dem Augenblick, da er im Begriff ist zu platzen.

Sie zog eifrig Speichel in sich mit einem Wohlbehagen, als sei es sjorb el bneffösi, ein weildendustender Likör.

„Der reiche Kastali Bembaron, der Livorneser!“ sagte sie, vor sich hinmügend, während die beiden Männer am Gitterfenster vorbeigingen, mit einer Stimme, die vermuten ließ, daß sie sich auch über die Bedeutung dieses Besuches ganz klar sei. — — —

Si Hamza führte seinen Gast zu einem Divan des Saales und ließ ihn niedersehen, während er selbst auf einem anderen ihm gegenüber Platz nahm.

Bembaron war ein alternder jüdischer Bankier. Seine europäische Kleidung verriet seine Herkunft von der letzten großen Einwanderung italienischer Juden aus Livorno, die sich von der eingeborenen, verarmten, in Tracht und Sprache ganz arabisierten Judentolonie aus den stinkenden Gassen unterhalb Suf el Hüt ziemlich scharf unterschied.

„Mißverstehe mich nicht, Sidi Hamza,“ sagte er, das unterbrochene Gespräch wieder aufnehmend, „ich weiß, daß Deine Verfügungen mehr wert sind als die anderthalb hundert Tausend, die Du mir schuldest. Ich könnte Dir auch das Geld, das Du jetzt wünschst, ohne Mißto leihen, und ich würde es ohne Bedenken tun, wenn Du es zur Bewirtschaftung Deines Bodens oder zur Verbesserung Deines Ackerbaues benötigst würdest. Aber zu diesem Zweck — nein! Du hast nicht die Mittel, Dir ein so kostspieliges Weib zu kaufen. Du hast eine Ehefrau, die Dir Kinder geschenkt hat. Ich weiß, daß sie noch jung ist — verzeh, daß ich, ein alter Mann, ausnahmsweise von Deiner Familie spreche — und sie ist Dir

volle zwanzig Jahre ein gutes Weib gewesen. Du handelst in jeder Beziehung unverantwortlich, wenn Du Dich von ihr trennst. Ich sehe es Deinem Gesichte an, was Du denkst; daß mich dies nichts angeht. Gut! Du hast recht! Aber für mich steht die Sache, hiervon abgesehen, ganz anders. Deine Schuld wächst mit jedem Jahre. Erinnere Dich: vor zwei Jahren war es der Scirocco, der die Nussaas verdorrte; im Vorjahre waren es die Heuschrecken, die die Ernte vernichteten; dies Jahr wird, wie Du sagst, Deine ganze Kaba bei Sfax keine Oliven geben. Das sind Unglücksfälle, aber solche Unglücksfälle muß man voraussehen und berechnen. Jedes Jahr wird neue bringen, und auf irgendeinem Punkte muß man dem Nebel zu steuern suchen. Wenn Du nicht arbeitest, Dich nicht ausbilden, nicht neue Wege suchen willst, um Deine Erde fruchtbringend zu machen, so mußt Du wenigstens in den mageren Jahren sparen, statt im Gegenteil immer mehr und mehr zu vergeuden. Du könntest Wagen und Kutscher entbehren, Du könntest geringere Summen für das Spiel und die Opernsterne des Kastinos opfern.“

Der Riese saß unbeweglich, die Absätze auf dem Divan, bloß ein wenig nervös an feinen Baummollsocken zupfend. Das Antlitz unter dem imponierenden Turban verriet durch kein Mienenpiel seine Gedanken. Selbst die Lider waren geschlossen wie ein Bisier, hinter welchem ein schmaler Streif, grau wie Stahl, aber ohne Glanz, herbo-blickte.

Der alte menschenkundige Kastali wußte nur allzu wohl, welche grenzenlose Wut und Verachtung hinter diesen geschlossenen Gesichtszügen und der äußeren Höflichkeit verborgen lag. Aber seine eigene Verachtung ging noch tiefer und fühlte sich sicher in ihrer Gerechtigkeit. Er fuhr unbeirrt fort:

„Du bestellst Deine Erde. Uns Juden hab. Ihr von jeher, bis die Franzosen kamen, verboten, Erde zu erwerben. Wir bestellten unser Gold. Aber dieses Handwerk ist unpopulär und erfordert nach mehr als einer Seite hin Rücksichten. Wenn ein Darbuzsi in seinem Bazar den Touristen Teppiche mit 300 Prozent Gewinn verkauft, nennt Ihr ihn einen tüchtigen Kaufmann. Wenn ich mein Geld mit einem Verdienst verkaufe, der dreifachmal geringer ist, nennt Ihr mich einen Wucherer und verfolgst mein ganzes Volk mit Eurem Haß. Hier hast Du die Rücksicht, die ich nehme. Es kann ein Tag kommen, wo ich Deine Besitzungen übernehmen oder Du sie zur Auktion bringen mußt, damit ich den geliehenen Betrag wieder bekomme, der mit jedem Jahre um die Pfenne wächst. Habe ich Dich beizeiten gewarnt und zurückgehalten, so habe ich meinen Rücken frei. Strecke ich Dir aber neue Summen zu wahnwitzigen Ausgaben vor, so wird man sagen, der Jude habe den unschuldigen Araber ausgezogen und ihn in endlose Schulden gestürzt, um sein Gut und Gut zu Svottpreisen zu übernehmen und bei der Verteilung sein hübsches Stämmchen zu profilieren.“

„Du willst mir also unter keinen Umständen die zehntausend Francs leihen?“

„Nicht einmal zu zwanzig Prozent. Ich will Dir dagegen einen Rat geben: verkaufe, was Du hast, und verkaufe gleich! Dann beziehst Du Renten. Jetzt verlierst Du Renten. Du bist wie einer, der eine Kuh besitzt, aber sie nicht zu melken versteht.“

„Ich verachte Geld.“

„Sonst wärst Du kein Araber. Aber die Hälfte all des Unglücks Deines Volkes liegt in den drei Worten: wir verachten Geld.“

„Was ich brauche, ist ein Darlehen und kein Rat.“

Kastali Bembaron erhob sich, um Abschied zu nehmen. Es war etwas Väterliches, fast Herzliches in dem Ausdruck seines klugen Greisengesichts.

„Was ich auch sage, so wirst Du mir mißtrauen, weil ich Jude bin. Aber Du wirst eines Tages zu spät einsehen, daß der Rat mehr wert war als das Geld. Das Geld kannst Du entbehren; den Rat nicht. Uebrigens ist er gratis, und Du kannst damit tun, was Du willst.“

Si Hamza erhob sich, um seinen Gast hinauszuführen. Mit jähem Uebergang wählte er ein neues Thema, und sein Gesicht war so ruhig lächelnd, als habe die peinliche Unterredung nie stattgefunden. Er überhäufte den behaglich kau-

pelnden Bankier mit Komplimenten wegen seiner Klugheit und der Jugendlichkeit, mit der er seine weißen Haare trüge. Während die beiden Männer so ernste Gespräche führten, verlor auch Risja nicht ihre Zeit.

Alle ihre Waren lagen ausgebreitet auf dem Zudeppich: Blusen, Boleros, Peinkleider in allen Farben, in Samt, in Atlas, mit und ohne Blumenstickereien und Goldarabesken. Ihre schwarze Dienerin hielt ein Stück nach dem anderen empor, während Risja von einer Verückung in die andere fiel und in Mabruka und den beiden Regierinnen einen gelehrigen Chor fand.

Nur Sultana sah, von Zeit zu Zeit noch aufschluchzend, stumm und unwillig auf all die Herrlichkeiten hin.

Risja ließ ihr zweites Bündel öffnen: Seidenhemden und Seidenunterzeug, orangefarben, maube, olivgrün.

Sie sagte, sie seien von Lalla Djerida bestellt und bat Sultana, zu probieren, ob sie paßten und nach Geschmack seien.

Sultana ergab sich in ihr Schicksal und entkleidete sich, um eine Jacke und ein Hemd zu probieren.

Sie erkannte nicht, daß dies eine Falle war.

Wenn Risja heimkam, mußte sie ja Sultanas Körper vom Scheitel bis zur Sohle in jedem Detail beschreiben können, um Abdallah zu entflammen und ihn abzuhalten, zu anderen Heiratsmalerinnen zu gehen.

Sie bekam Aufstoßen vor innerer Befriedigung über das, was sie sah.

Abdallah hatte den Geschmack der Beduinen für die schlanke, fehnige Kraft.

Wo in ganz Tunis fand er eine so schlanke Palme wie Sultana? War sie nicht wie Sularith selbst?

Für ihr eigen Teil fand sie ja diesen Geschmack bäuerisch und barock.

(Fortsetzung folgt.)

Der „Pastor“.

Hauptmann von Hartstein von der dritten Kompagnie, der schneidigste Kompagniechef des Regiments, war zum Major befördert worden.

Darüber freute sich niemand mehr als die Soldaten der dritten Kompagnie selbst. Denn Hauptmann von Hartstein hatte in der Tat seine Kompagnie schneidig und mit äußerster Strenge geführt.

Dienst über Dienst hatte es gegeben; morgens war die dritte die erste und abends die letzte auf der Exerzierplatz und dem Kasernenhofe gewesen. Das hatte im ganzen Regiment schon als unumstößliche Regel gegolten.

Und Strafen hatte es nur so gehagelt. Nachexerzieren, Strasexerzieren und Arrest. Dafür bekamen die Musketiere der dritten auch um so weniger Urlaub.

Und trotz aller Schneidigkeit des Hauptmanns hatte die dritte Kompagnie bei der letzten Besichtigung den schlechtesten abgeschnitten.

Beim Paradeaufmarsch hatten sie sogar den Tritt „umgeschmissen“ — wie man im Regiment munkelte — absichtlich, um sich an ihrem Hauptmann zu rächen.

Mit der Führung der Kompagnie wurde als ältester Leutnant des Regiments Oberleutnant Vornberg beauftragt.

Mit Bedauern sah die erste Kompagnie Oberleutnant Vornberg scheiden. War er doch ein Offizier, wie es in der ganzen deutschen Armee nur sehr wenige, vielleicht keinen zweiten mehr gibt. Ein Mann, der auch im Waffenrock menschlich dachte und fühlte, der nicht sich selbst als den Angehörigen einer bevorzugten Kaste und den Soldaten als verächtliches, zur Knechtschaft geborenes Individuum betrachtete.

Er redete nie einen Soldaten mit Du an und brauchte nie ein Schimpfwort. Er bezeigte sich allerdings auch nicht bei den Liebesmahlen im Kasino und beteiligte sich auch nicht am Jeu.

Mit Oberleutnant Vornberg zog ein ganz neuer Geist in die dritte Kompagnie ein. Die Soldaten merkten an seinem ganzen Wesen, an dem Tone, in dem er Befehle gab, die Ausführung eines Gehehrgriffes tadelte oder eine Wendung lobte, daß er in ihnen nicht niedere Geschöpfe sah, die durch geisttötenden Drill und harte Strafen zu willenlosen Maschinen umzuwandeln waren, sondern daß er in jedem den Menschen achtete.

Unwillkürlich wurde der Blick der Soldaten freier, sie wurden heiterer und lustiger, und der Dienst war ihnen nicht mehr so verhaßt, wie unter ihrem alten Hauptmann.

Auch die Mißhandlungen von den Unteroffizieren hörten auf. Oberleutnant Vornberg hatte diese eindringlich vor Mißhandlungen gewarnt, und sie alle hatten das Gefühl, daß er in diesem Punkte keine Nachsicht üben würde.

Beim Exerzieren pflegte der Kompagnieführer den Musketieren zuerst zu erklären, wie eine Schwenkung, ein Griff oder eine Wendung gemacht werden sollte, und dann hinzuzufügen:

„So, Leute, macht's gleich gut, dann brauchen wir's nicht so oft zu machen!“

Und weiß Gott, gewöhnlich klappte es gleich beim ersten Male. Bei der Kompagnie standen noch zwei Leutnants und ein Fähnrich, alle drei Sprößlinge eingebildeter, adelstolzer Familien.

Die drei kränkelten höhnisch die Lippen und spotteten weidlich über die „plebejerhaften Manieren“ des Kompagnieführers.

Durch den Fähnrich, der ein Neffe des Obersten war, erfuhr dieser die aller Kasernentradition höhnischprechende humane Behandlung der Soldaten durch Oberleutnant Vornberg.

Und eines Tages, als die dritte Kompagnie auf dem Exerzierplatz übte, erschien ganz zufällig der Herr Oberst.

Die Meldung des Kompagnieführers nahm der Oberst entgegen mit einem kurzen „Danke! — Lassen Sie sich nicht stören!“

Und Oberleutnant Vornberg ließ sich durch die Anwesenheit des Regimentskommandeurs auch nicht stören, sondern setzte das Exerzieren in seiner ruhigen, freundlichen Weise fort:

„Char — giert — fertig!“

Wie ein Blitz flogen die Gewehre von den Schultern und lagen dann — Mündung in Augenhöhe — fest und sicher in der linken Hand.

„Der Griff war gut!“ lobte der Kompagnieführer. „Den könnt Ihr!“

So ging es weiter. Mal eine Belehrung und Wiederholung, dann wieder ein anerkennendes Wort — aber nie das sonst übliche „Gimmel-donnerwetter!“

Und die Musketiere nahmen sich zusammen. Ihnen ahnte, daß die Anwesenheit des Obersten nicht so ganz von ungefähr war, sondern daß man „ihrem“ Oberleutnant etwas am Zeuge flüchten wollte.

Die Augen des Obersten wurden immer größer, und er zupfte nervös am Schnurrbart.

Im — ja — die Kerls griffen nicht schlecht ins Eisen! Aber dieser sanfte Ton des Oberleutnants fiel ihm auf die Nerven — man merkte ja garnicht, daß man auf dem Exerzierplatz war!

Die Kompagnie machte jetzt Marschbewegungen.

„In Sektionen — rechts — brecht — ab!“ schallte scharf abgeriffen das Kommando.

Stramm und sicher setzte eine Sektion sich hinter die andere. Doch der Flügelmann der vierten Sektion trat zu lange auf der Stelle und bekam dadurch zu großen Abstand.

Ruhig belehrte der Kompagnieführer ihn und ließ die Übung noch einmal machen.

Der Oberst wurde immer nervöser und sein grauer Schnurrbart sträubte sich zornig.

Als derselbe Musketier das Abbrechen wieder verdarb, plägte er los:

„Kreuzbombenelement! Herr Oberleutnant, sperren Sie den Kerl doch drei Tage ein!“

„Er hat's nur nicht begriffen, Herr Oberst!“ antwortete der Kompagnieführer salutierend.

„Dann soll er's bei Wasser und Brot begreifen lernen!“ rief der Oberst.

Erregt gab er seinem Pferde die Sporen und galoppierte in weitem Bogen um die Kompagnie herum.

Inzwischen stieg Oberleutnant Vornberg gelassen vom Pferde, stellte sich neben den Soldaten und zeigte ihm praktisch, wie er seine Sektion hinter die voraufmarschierende zu schieben habe.

Als der Oberst wieder herangeprescht kam, klappte das Abbrechen in Sektionen tadellos.

„Jetzt hat er es begriffen!“ meldete der Oberleutnant mit einem leichten Zucken der Mundwinkel.

Der Oberst schnappte nach Luft.

„Lassen Sie rühren — bitte 'n Augenblick!“

Er ritt mit dem Oberleutnant ein Stück von der Kompagnie fort und gestikulerte heftig.

„Das muß anders werden, Herr Oberleutnant! — So lange ich das Regiment führe, wünsche ich die alte preussische Schneidigkeit erhalten zu sehen. Nehmen Sie sich Ihren Herrn Vorgänger zum Muster! — Sie lassen die Kerls viel zu hart an — Kerls verlieren jedes Subordinationsgefühl — Disziplin wird gelodert! Die Kerls sind keine Konfirmanden — und Sie kein Pastor! — Ein preussischer Offizier muß Schneid haben! Also mehr Schneid, Herr Oberleutnant — mehr Schneid! — Danke!“

Er tippte an die Nase und galoppierte brummend fort.

Der Oberst hatte zuletzt immer lauter gesprochen, und das Wort vom „Pastor“ war zu der Kompagnie hinübergeflogen. Seitdem nannten die Leutnants den Kompagnieführer unter sich mit diesem Spitznamen.

Seine Exzellenz, der Divisionskommandeur, hatte eben die Besichtigung des Regiments abgehalten und ritt nun an dessen Spitze vom Exerzierplatz.

— wie schon gesagt, Herr Oberst, den besten Eindruck auf mich hat die dritte Kompagnie gemacht. Wer führt sie doch?“

„Oberleutnant Vornberg, Exzellenz!“

„Von Vornberg?“

„Rein, nur Vornberg.“

„So, so! — Trotzdem sehr tüchtiger Offizier, wie?“

„Zu Befehl, Exzellenz!“ antwortete der Oberst. „Das heißt — zum Frontoffizier nicht recht geeignet — zu wenig Schneidigkeit — wie soll ich sagen, humanitätsbuselig! Hätte besser zum Pastor gepaßt.“

„Ja, mit Humanitätsbuserei kommen wir natürlich in der Armee

nicht aus!" meinte die Erzellenz. „Aber wie kommt es denn, daß seine Kompagnie so auf der Höhe ist?"

„Er gibt sich allerdings viel Mühe — aber zum größten Teil ist es wohl noch das Verdienst des früheren Kompagniechefs, des jetzigen Majors von Hartstein.“

„So, so! — Na, schicken Sie mir mal einen Bericht über den Oberleutnant ein!"

„Zu Befehl, Erzellenz!"

Einige Wochen darauf erhielt Oberleutnant Vornberg den „blauen Brief“.

Die dritte Kompagnie bekam wieder einen „schneidigen" Hauptmann. Und „Vater Philipp" sah auch mal wieder Musketiere der dritten bei sich im Quartier.

Die Unteroffiziere holten eifrig nach, was sie unter Oberleutnant Vornberg hatten veräumen müssen, und die Ausbildung der Soldaten wurde nach dem alten Rezept mit Fluchen, Schlägen und Fußtritten betrieben.

Aber bei der nächsten Vorstellung wurde an der dritten Kompagnie von hohen Vorgesetzten scharfe Kritik geübt. Und den Parade-marsch hatte sie auch wieder „verfaul“.

D. R.

Neue Erzählungsliteratur.

Jürgen Jürgensen: *Kongo-Geschichten*. (Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg.) Jürgen Jürgensen ist ein junger Däne, der selbst 7 Jahre in Afrika gelebt hat im Kampf um die Existenz und dort das spannende, nervenaufreißende Leben in den Regierstaaten kennen lernte. Aus der Fülle seiner Eindrücke und Eindrücke erwachsen ihm seine Geschichten, die in ihrer fesselnden, knappen und anschaulichen Art beachtenswerte Beiträge zur völkergeschichtlichen Psychologie sind. Die freien Söhne einer urwüchsigen Natur sind hier nicht als die mindertwertigen „Wilden" geschildert, die dem Tierreich noch nahe stehen, der Verfasser, gepackt von einer begeisterten Liebe zu allem Kraftvollen, malt das Kongo-Leben mit seinen Grausamkeiten und Gefahren, mit seinen Abenteuern und Schrecknissen und zeigt daneben seine Menschen mit ihrem Wagemut, ihrer zähen Ausdauer, ihrer Heldenhaftigkeit im Ertragen von Strapazen. Die ungebrochenen Triebe dieser Urwälder im Kampf mit der mörderischen Lüge von Mensch und Natur erscheinen in ihrer Instinkthaftigkeit nicht raubtierhafter als die Manipulationen der Kulturmenschen, wenn es bei ihnen um Existenz und Leben geht. Und in den Kolonien des Kongo geht es tagtäglich um Leben und Tod; Hunger, Durst und Fieber schaffen im Verein mit kriegerischen Anfällen und den Beschwerden einer wilden Natur Tragödien, in denen die Seele der Beteiligten gleichermaßen in Aufruhr gestochen wird, wie in der verfeinerten Tragik unserer Kulturwelt. Die Geschichten durchzieht der heiße Atem des Erlebten; wenn die Erlegung Anetols, des Flußpferdes, geschildert wird, einen sich Nervenligel und Humor, vor allem aber blüht aus diesen orientierenden Kongoerzählungen der Hymnus an die Urwüchsigkeit, die freie Natur, die Manneskraft.

Otto Alster: *Gogan und das Tier*. Roman. (Verlag von S. Fischer, Berlin.) Auch dieses Buch ist in seinem Kern ein kulturverächterisches Dokument, obgleich es sich anfangs nicht danach anläßt. Gogan ist das Produkt der Umarmung einer Komtesse mit einem Zigeuner. Und das Blut tut seine Wirkung an dem Knaben. Er kennt seine Abstammung nicht, da er bei Förstersleuten, die zu schweigen verstehen, aufgezogen wird, indessen die Blutserschaft von seinem Vater, dem Zigeuner, wächst in ihm von Tag zu Tag. Er kämpft dagegen, er bäumt sich auf gegen diese Triebe und Instinkte seiner Natur, allein das Physiologische ist stärker als sein bürgerlicher Wille und die Hemmungen, die er seiner Natur entgegensetzt, werfen ihn aus Zwißspalt in Verzweiflung. Der Tod seines Erzeugers scheint ihm Erlösung. Mit eigener Mörderhand gedenkt er den Fluch seines Lebens vom Nacken zu schütteln. Aber da vor diesem armen schlafenden Zigeuner, der ihm ein Tier schien, wird ihm die Erkenntnis, daß dieser freie Mensch eben nur seiner Natur lebt und leben mußte und schuldlos wie das Tier ist. In einer schwereren Daseinsform bedeutete ihm alles, was Wehr und Waffe gegen die Gefahr ist, Recht. Und viel stärker und echter und besser erscheint ihm der, den er als einen Entarteten ansah, als er selbst mit seinen niedergedrückten Affekten. Und so haßt er jetzt nicht mehr den „Tiermenschen", sondern sich selbst als Entarteten, und er ahnt, daß gerade die Erbschaft und das Blut des Vaters seine beste Mitgift fürs Leben ist, aus der ihm die Kraft und das Edle erblühen wird.

Das Buch leidet an einer gewissen Weitschweifigkeit, seine Ideen versteht der Autor nicht durchweg plastisch zu formen. Der antiliterarische Grundgedanke jedoch spricht für den Autor.

Jack London: *Wolfsblut*. (Verlag von F. Fehsenfeld in Freiburg i. B.) Ueber den Kulturmenschen hinweg den primitiven Tatmenschen nur streifend, führt diese amerikanische Geschichte gleich zum Tiere selbst und macht einen Hund zum Helden. Schon einmal lag uns eine Hundegeschichte des Autors vor, in der er mit meisterlicher Spürkraft und Kenntnis der Tierseele das Geschick eines Hundes mit feingeistigen Reflexionen verband. Wieder ist's seine Lieblingsrasse: Der Wolfshund, der jetzt als „Wolfsblut" im Mittelpunkt der Geschichte steht. Daneben glänzen wie mit Wohllicht beleuchtete Bilder aus dem Goldlande auf und abenteuerliche Szenen aus dem

eisigen Norden, da das Wolfsrudel den Menschen verfolgt und dieser sich mit zyklopischem Widerstand wehrt. Ein Abstammung dieses wilden Wolfsrudels ist Wolfsblut, der Held. Wir verfolgen seine Geschichte und seine Gedanken, sein Hinübergleiten in die Jähmung, bis er treuer Genosse des Menschen wird. Am Bilde dieses Tieres spiegelt sich der Mensch und wieder sind es die starken Instinkte, die in ihrer Pracht und Kraft der Delabenz gegenübergestellt sind. Aber wie wir das Wesen des Hundes, seine Veredelung zum Kameraden des Hauses — Nießsche würde es Verkümmern und Degeneration nennen — miterleben, lernen wir auch das Land kennen und das Ringen seiner Menschen mit den Lasten ihres Lebens. Es gibt keine bleichen Gefühlstragödien, überall nur ein Einsetzen und Durchsetzen von Willen. Wolfsblut, der Spielball dieser Willen, gerät endlich an den rechten verstehenden Herrn und belohnt dessen Günst, in der er zum ersten Male die Liebe kennen lernt, mit der Gefügigkeit und Treue seiner Urwelt-natur. Das alles ist urprünglich, ich möchte das Wort der Moderne „natürlich" hier anwenden, veranschaulicht, das Unterhaltsame gebündigt durch Logik, Psychologie und Weltanschauung, ist ein Buch, dessen Lebensnähe auch den Leser lebendig macht.

Herbert Eulenberg: *Ratinka, die Fliege*. Roman. (Ernst Rowohlt, Leipzig.) Auch dieser moderne Dichter hat sich vom „Menschenpad" abgewandt und macht ein Tier zum Gegenstand seiner Poesie. Maeterlinck beschäftigt sich mit dem Bienen; wie Silvio Pellico in seinen Gefängnissen wendet sich Eulenberg einer armen Stubenfliege zu und lebt, denkt, fühlt mit ihr. Freilich ist die Art Eulenberg's eine andere, als die Pellicos und die Londons. Dieser reflektiert gewissermaßen nur von der Hundeseule aus, Eulenberg schiebt seine eigenen Empfindungen dem Objekt seines Romans unter, es gibt da ergötzliche Stiche und Anzüglichkeiten nach allen Seiten, die in einem frischen souveränen Humor und bizarren Sprüngen den Leser umsurren und umschwirren. Er verivahrt sich im voraus dagegen, daß sein absichtweises und phantastisch aussehendes Buch eine Mischehe zwischen Pseudowissenschaft und aufgewärmter Romantik bedeute. Leute mit dem dritten Auge und Ohr werden dieses Hinweises entbehren können. Eine Fabulierkunst von eindringlicher Dichtkraft ist hier in krauem Tanz am Werk, ein Stil von Goethe'scher Reife und Klarheit vermittelt die Ueberfülle an Gesichten, an Erfahrungen und Begebenheiten, die der Autor seine kleine Fliege Ratinka erleben läßt. Aphoristische Geistesströme überfließen das Buch, man ist, wie sehr Eulenberg auch seiner übermühtigen Phantasie die Fügeln schneidet, überall mitten drin in unserem Leben, unserer Zeit mit ihrer betrüblichen Siquatua. Wer es versteht, das Zimmer und das Leben der alten Vaucis mit der rührenden Liebe zu ihrem Pudel in einer so innerlichen und doch von jeder Gefühlsduselei freien Leuchtenden und poetischen Art zu schildern, wer vermag, auf 370 Seiten mit der Erzählung von einer Fliege bis zur letzten Seite zu fesseln und Gegenständliches und Erträumtes mit kritischen Sentenzen und Satire so gestaltungsträftig ineinander schließen zu lassen, der hat seine dichterische Qualität und daß er ein Eigner, vollauf bewiesen.

Otto Sohla: *Die Söhne der Macht*, Roman (Verlag von Albert Langen, München). Willensstärke und Machtfaktoren spielen wiederum die Hauptrolle. Doch ist hier nicht die rohe, unverbildete Kraft das Triebrad der Geschehnisse, hier herrscht die Ueberkultur, oder vielmehr hier ist ein Utopien aufgetan, das die unbegrenzten Möglichkeiten der Menschheitsentwicklung und ihrer Technik auf der Basis des stärksten Machtfaktors, des Goldes, spannend und effektiv zeigt. Die Finanzriesen bestimmen Welt- und Menschengeschichte nicht mehr nur durch ihre Geldmacht allein, sie haben Maschinen und ein Rez von Kräften in ihren Dienst gezogen, um ihren Willen dem anderen zu übertragen, daß er folgen muß, wie ein Hypnotisierter. Diese Hypnose auf Grund technischer Hilfsmittel, als da sind „ungefunde Luft" in das Haus eines andern unmerkbar pumpen, den man krank oder tot haben möchte und dergleichen Hemische oder andere „Zukunftswaffen" mehr machen für die Willensmenschen, die mit Dollars und Menschenschicksalen spielen können, kein Ding unmöglich. Zwei solcher von Millionen Goldes gestützte Machteroberer stehen sich in Sohla's Zukunftsroman gegenüber. Der eine sucht ein Verbrechen mit allen seinen modernen Waffen zu verdecken, der andere es aufzudecken, und in der Schilderung des Kräftemessens dieser beiden Geistes- und Willensmenschen, von denen der eine ein vollblütiger Verbrecher im alten Sinne ist, arbeitet der Verfasser in einem „Amerikanismus" von der gesteigerten, scharfgeistigen, atemberaubenden Art J. V. Jensens, in dessen Zeichen Otto Sohla auch mit der zähen Nachahmungskunst eines geschickten Epigonen siegt.

A. M. D. G. von Ramon Pérez de Akala. (Verlag von Hans Bondy, Berlin.) Das Kolleg für den Gymnasialunterricht zur unbesetzten Empfängnis trägt nahe dem Giebel in der Mitte des Hauses die Inschrift A. M. D. G. Es wird geleitet von den Vätern der Gesellschaft Jesu. Die unheilstiftende Tätigkeit des Jesuitenordens, der unter der Maske der Frömmigkeit und Güte seinen Zöglingen mit Martern und schändlichen Grausamkeiten das Leben im Gymnasium zur Hölle macht, wird vom Verfasser geschildert. In unserer Zeit der Pestochauer Greuel darf man auf dieses von Mario Spiro trefflich verdeutschte Anlage- und Warnungsbuch mit einiger Verechtigung aufmerksam machen, auch wenn es weniger gut geschrieben wäre, als es diese Kapitel von der Verworfenheit und seelischen Noheit der Gesellschaft Jesu sind. Die

ultramontanen Jugenddriller, auch wenn sie nicht eigentliche Jesuiten von der strengen Organisation dieser spanischen Sorte sind, verbreiten ihr Netz über die Lande. Wehe dem Kinde, das in die Hände solcher „Seelforger“ fällt wie hier in Malas Buch der junge Knabe, der nach einem Martyrium unendlicher Qualen seinen Feinern davonläuft. Der Autor kommt zu dem Schlussresultat, daß die Gesellschaft Jesu von Grund auf ausgerottet werden müßte. Er ist jedoch nicht etwa schimpfender Eiferer, er ist von einer sachlichen Objektivität und seine Feder weiß die Schandtaten der gottgefälligen Geier und Teufel mit epischer Kunst und zwingender Gestaltungskraft weit über nache Lauscher-Reportage zu erheben. Ich habe das Buch zur Verehrung hier angefügt, weil hier auch von „Tieren“ die Rede ist. Aber von jenem Tier im Menschen, das in seiner rohen und verschlagenen Bestialität der Tierheit, die in ihrer Kraft, Schönheit und Reinheit die vorhergehenden Bücher verherrlichten, als schneulicher Auswuchs der Dogmen- und Kulturwelt gegenübersteht.

J. V.

Kleines feuilleton.

Was ist eine Sardine? Es gibt zahlreiche Beispiele dafür, daß ein Nahrungs- oder Genußmittel, das ursprünglich auf eine ganz bestimmte Herkunft beschränkt gewesen ist, zu einer Art von Gattungsbegriff wird. Man braucht nur an Bordeaux, Cognac, Champagner und dergl. zu denken. Allerdings ist die Bezeichnung der letzten Jahre darauf bedacht gewesen, einer solchen Verallgemeinerung einzelner Bezeichnungen im Handelsverkehr einen Riegel vorzuschieben. Noch gibt es aber mancherlei Nahrungsmittel, deren Begriff noch nicht gereinigt ist. Dazu gehört namentlich die Sardine. Eigentlich sollte mit dieser Bezeichnung nur der Fisch belegt werden, der in der Wissenschaft *Alosa pilchardus* und daher auch oft einfach Pilchard genannt wird. Er ist ein naber Verwandter des Heringes, wird aber jetzt zu einer besonderen Gattung gerechnet. Zuweilen verfährt man sogar noch schärfer und will nur für die jungen Fische dieser Art den Namen Sardine gelten lassen. Im übrigen ist dieser schon deshalb nicht recht geeignet, weil er in den einzelnen Ländern verschieden angewandt wird. Er stammt ohne Zweifel von der Insel Sardinien und schon die alten Griechen kannten einen Fisch, der auch in ihrer Sprache Sardine hieß. Zu Beginn des Mittelalters aber wird der Begriff bereits verwirrt, indem die italienischen Priester den Namen Sardine als gleichbedeutend mit Hering anwandten.

Die Angelsachsen übertrugen den Namen dann auf den Stint. Heute bestehen für die echte Sardine folgende Bezeichnungen: in Italien *Sardina*, in Spanien dieselbe, aber unter gleichzeitiger Anwendung für Sardelle, in Portugal *Sardinha*, in Frankreich und Deutschland *Sardine*, in Skandinavien *Sardin*, in Schweden aber auch wie in Dänemark *Pilchard*, in Holland *Pelsee*, in Rußland *Sardinka*. Damit aber ist die Vielseitigkeit der Namen und ihre Beziehungen leider noch nicht erschöpft. In Holland beispielsweise wird die Bezeichnung *Sardyn* oder *Schardyn* wiederum auf die Sprotte angewandt und man nennt dort sogar die für den Fang dieser Fische gebrauchten besonderen Netze *Sardynluft*. In Holland wird der Name Sprotte nur den geräuchernden Fischen gegeben. Dazu kommt, daß man in Rußland und Deutschland auch kleine Heringe (Sardlinge) als russische oder deutsche Sardinien gelten läßt. Mit einigem guten Willen würde dieser Verwirrung wohl ein Ziel zu setzen sein, da die echte Sardine oder Pilchard sowohl von den jungen Heringen wie von den Sprotten nicht schwer zu unterscheiden sind. Namentlich die Sprotte kann ein Fischer sogar durch das bloße Gefühl sofort erkennen, da sie auf der Unterseite des Körpers einige stärkere Stacheln besitzt, die sich leicht wahrnehmen lassen, wenn man mit dem Finger vom Schwanz nach dem Kopfe hinaufführt. Etwas schwieriger ist die Unterscheidung von Sardinien und Heringen im Jugendzustand, namentlich, wenn sie bereits in Del hergerichtet sind. Die Heringe sind dann vorzugsweise an den größeren Schuppen zu erkennen. In dem Handel ist die Bezeichnung der Sardine übrigens wahrscheinlich von Frankreich her eingeführt, wo die eigentliche Sardinienindustrie erst im Jahre 1882 begründet wurde.

Sozialhygiene.

Nehmen die Erkrankungen an Tuberkulose wirklich ab? Ans wird geschrieben: Aus dem Ansteigen der mittleren Lebensdauer der deutschen Bevölkerung um volle 10 Jahre, von 32 auf 42 Jahre, und aus dem Rückgang der Sterblichkeit an Tuberkulose, die jährlich jetzt ungefähr 60 000 Fälle umfaßt, hat man auf ein Zurückgehen der tuberkulösen Erkrankungen überhaupt geschlossen. Zweifellos sind durch die sozialhygienischen Fortschritte der letzten dreißig Jahre, durch den Ausbau der Arbeiterversicherung, die von den Krankenverbänden geleiteten Kurcn, als auch durch die systematische Aufklärung der Massen über Erkennung und Verhütung der Tuberkulose große Fortschritte gegen früher erzielt worden. Allein, ob diese wirklich so groß sind, wie optimistische Beobachter der bloßen Ziffern schließen möchten, wird von anderer Seite in Frage gestellt. So führt neuerdings Dr. Julius Klab in der „Berliner klinischen Wochenschrift“ aus, daß die Tuberkulose-

statistik und die aus ihr gezogenen Schlüsse an zwei Fehlern krankten: Nämlich, daß es bei der Tuberkulose weniger auf die Sterblichkeit als auf die Krankheitsziffern ankommt, und daß die Sterbezahlen kein Bild der Krankheitszahlen abgeben. Die Tuberkulose ist eine konsumierende Krankheit, die, lange bevor sie dem Leben des von ihr Befallenen ein Ziel setzt, dessen Arbeitskraft untergräbt und ihn der Allgemeinheit zu Last fallen läßt.

Was weiter die Statistik anbetrifft, so muß man sich vor Augen halten, daß viele Tuberkulose ebenso oder vielleicht noch mehr als andere Menschen an interkurrenten (hinzutretenden) Krankheiten (Lungenentzündung, Typhus, Unfall) sterben und in Zählung auf das Konto dieser Krankheit fallen, mithin die Tuberkulosestatistik günstig beeinflussen. Um eine annähernd richtige Ziffer zu erhalten, sei es notwendig, den 60 000 Todesfällen 30 000 hinzuzuzählen. Durch die Fortschritte in der Behandlung durch Ruhe, bessere Ernährung und günstigere hygienische Bedingungen bleiben die Lungentranken jetzt länger am Leben, was sich ja deutlich in der Statistik ausdrückt. Man kann derartigen kritischen Beobachtungen der Statistik einen gewissen theoretischen Wert nicht absprechen.

Allein selbst wenn ziffernmäßig bewiesen werden könnte, daß die Tuberkulose trotz aller Maßnahmen nicht im Abnehmen begriffen ist, so ist doch schon viel gewonnen, wenn es gelingt, die Krankheitsdauer, das ist aber die Lebensdauer, zu verlängern. Chronische Krankheiten völlig ausheilen zu wollen, ist für den Arzt ein vorläufig noch unerreichtes Ideal. Es ist aber zu befürchten, daß die Gesellschaft, wenn sie durch die Statistik mit den bisherigen Erfolgen unzufrieden gemacht wird, schnell genügt sein wird, einen Teil der sozialhygienischen Maßnahmen sich zu sparen. Damit aber nicht nur eine Vernachlässigung der Tuberkulosehygiene eintreten, sondern sie würde sich auf weitere Gebiete der Sozialhygiene erstrecken. Damit würde dann die allgemeine Gesundheit wieder auf ein tieferes Niveau zurücksinken.

Dr. S. L.

Aus dem Tierreiche.

522 400 Tierarten. Eine zuverlässige Antwort auf die Frage zu erhalten, wie viele Tierarten es auf der Erde gibt, ist nicht so leicht, wie man annehmen mag. Das liegt nicht nur daran, daß noch immer nicht alle Tierformen bekannt sind, sondern auch an den häufigen Meinungsverschiedenheiten der Zoologen über die Berechtigung der Artenunterscheidung in einzelnen Fällen. Man geht in diesem Punkt jetzt viel weiter als früher, sodas die Vermehrung der Arten im Tierreich zum Teil auch dadurch zu erklären ist. Über die Zahl der anerkannten Arten hat sich auch tatsächlich durch viele neue Arten vermehrt, und zwar seit der Begründung der Tierkunde als Wissenschaft in ganz außerordentlichem Grade. Der alte Linné beschrieb in der zehnten Ausgabe seines berühmten „Systema Naturae“ im Jahre 1766 erst 4236 Tierarten. Schon damals entfiel der weitaus größte Betrag auf die Insekten, von denen Linné 1936 Arten kannte. Dann folgten nach der Artenzahl die Mollusken mit 674, dann die Vögel mit 444, die Fische mit 414, Säugetiere mit 188, Reptilien und Amphibien mit 181 Arten. Die anderen Klassen treten weit zurück. Es berührt heute ganz eigentümlich, daß Linné damals beispielsweise nur 11 Arten von Schwämmen und nur 41 von Würmern kannte. Daß die Urtiere nur 28 Arten aufwiesen, ist weniger überraschend, weil die mikroskopischen Beobachtungen noch weit im Rückstand waren. Rund 100 Jahre später unterschied Agassiz und Bronn (1859) schon 129 530 Tierarten. Die Zahl von Insektenarten war auf 90 000 gestiegen, die der Wirbeltiere auf 18 660, die der Mollusken auf 11 600. Viel erstaunlicher aber ist die Zunahme der Artenzahl bei den niederen Tierformen. So fanden sich die Urtiere von 28 auf 1516 Arten gebracht.

Eine weitere Volkszählung im Tierreich hat der Zoologe Ludwig im Jahre 1886 veranstaltet. Er schätzte die Zahl der Arten auf 273 220, wovon rund 200 000 auf die Insekten entfielen. Als die an Mannigfaltigkeit zunächst stehende Tierklasse erscheinen wiederum die Mollusken mit 21 320, dann folgten wieder die Vögel mit bereits rund 10 000 und die Fische mit 9000 Arten. Wieder zeigt es sich deutlich, daß die Artenzahl bei den niederen Tieren infolge der sorgfältigeren Untersuchung im Verhältnis noch viel stärker angewachsen ist. Man vergleiche nur die 41 Würmarten bei Linné mit den 6300 bei Ludwig. Die Zahl der Schwammarten hatte sich auf 600, die der Urtiere auf 4130 entwickelt. An Krustentieren, von denen Linné erst 89 unterschied, wurden 6900 Arten gezählt. Jetzt hat Prof. Pratz vor der Jahresversammlung der Amerikanischen zoologischen Gesellschaft eine neue Untersuchung der Tierartenzahl nach dem Stande der gegenwärtigen Kenntniss veröffentlicht und ist zu einer Gesamtziffer von 522 400 gelangt, so daß sich die Zahl seit den letzten fünfundsiebzig Jahren wiederum fast verdoppelt hätte. Die Ziffer der Insektenarten ist auf die gewaltige Höhe von 360 000 angestiegen. An Mollusken werden 61 000 genannt. Noch auffälliger aber ist die Angabe, daß die Vögel und Fische, von denen es jetzt je 13 000 Arten geben soll, von ihrem alten Vorrang durch die Kruster und Spinnentiere verdrängt worden sind, die mit je 16 000 Arten aufwarten. Die weiteren Ziffern sind folgende: Säugetiere und Reptilien je 3500, Amphibien 1400, Manteltiere 1300, Tausendfüßler 2000, Ringelwürmer 4000, Moostierchen 1700, Nidertierchen 500, Fadenwürmer 1500, Plattwürmer 5000, Stachelhäuter 4000, Softtiere 4500, Schwämme 2500 und Urtiere 8000 Arten.